



Der Sturmgefang der Liebe.

Roman von Robert Heymann.

(Nachdruck verboten)

Die Gräfin von Friedrichswert, eine vornehme, 40-jährige Frau mit geschneidertem, kastanienbraunem Haar, durch das sich reichlich Silberfäden zogen, saß im Lehnstuhl und hüllte sich dichter in den indischen Schal. Sie warf einen scheuen Blick zum Fenster; der Nordwest brauste um das Schloß und trug das Brausen der Brandung herüber. Sie lauschte eine Weile auf den donnernden Schall.

„Der Wind ist heute besonders heftig“, jagte Renate, eine schlante Blondine; ihre Erscheinung war zart, das feingehchnittene Gesicht zeigte einen Zug von Melancholie, den die verträumten, mandelförmig geschnittenen Augen unterstühten.

Auch die Gräfin bejaß diese Augen, doch hatten sie im Laufe der Jahre viel von ihrem Glanze eingebüßt; im Gegenjag zu der freien, stolzen Erscheinung der Tochter war sie gedrückt und unsicher. Man konnte meinen, sie fände weder die Kraft noch den Mut, sich jemals aufzurichten.

„Südwest, bezw. Nordwest, Stärke sechs“, bemerkte der sechshändige Baron von Oldenkott. Er saß neben Renate, hatte das barokke Gesicht mit dem sorgfältig frisiertem Haar vorgehoben und betrachtete sie von der Seite.

„Die Krabbenfischerkutte von drüben könnte fast die ganze Woche nicht auslaufen“, fuhr Renate fort, sich über ihre Handarbeit neigend, während die Gräfin bei jedem neuen Blickstrahl emporschrak. „Eine Regenböe jagt nun in letzter Zeit die andere. Auch das neue Vergungsschiff „Bremen“ konnte noch nicht an der Stelle verankert werden, wo das Wrack der „Althe See“ liegt. Die See geht andauernd hoch.“

„Über gestern und heute morgen war sie fast glatt“, bemerkte die Gräfin. „Man hätte nicht meinen mögen, daß die Böe wiederkehrt.“

„Wer heute morgen auf das Wetter vertraute, mag es arg büßen“, warf Renate ein. „Hoffentlich hat keines der kleinen Schiffe sich hinausgewagt.“

Der Baron zuckte die Achseln und legte das rechte Antlitz über das linke: „Ein Segler wäre verloren!“

„Auch sie sind gerade in der letzten Zeit so kühn geworden, die Leute an der Küste“, fuhr Renate fort. „Auch die unsren, die seit Jahrhunderten

nur von der Hochseefischerei leben, während bei denen drüben noch die Küstenschifffahrt hinzukommt. Die Konkurrenz durch die Fischdampfer zwingt sie zu doppelter Anstrengung, wenn sie nicht um ihren ohnedies fargen Verdienst kommen wollen.“

Die Gräfin neigte sich auf ihrem Sessel etwas vor. Ihre Erscheinung gab die Stimmung an. Man konnte sich nichts Seltsameres denken als diese Frau, die nie jung gewesen zu sein schien. Sie war geschaffen für diesen alten Sessel, der aus der Blütezeit Boulevarde Kunst stammte; die hohe Lehne war mit Marqueterien aus brasilianischem Rosen-

einen langen Blick zu, der voll verhaltener Zärtlichkeit schimmerte.

„Mama, laß doch das Grübeln! Was wirst Du damit ändern? Und willst Du Dich denn immer mit den Toten beschäftigen?“

„Muß man's nicht?“ entgegnete die Gräfin. Ihre Wangen überzog ein mattes Rot. „Muß man's nicht? Mein Kind, der Mann wird nie von uns genommen werden! Nicht umsonst hat Graf Friedrichswert sein Lebtag darüber gepötel, und nun — und nun —“

Sie sank wieder erschöpft zurück und ließ das Haupt tief auf die Brust sinken, so daß man nur mehr die weiße, faltelose Stirn und den Scheitel sah.

Renate warf einen stüchtigen Blick auf den Baron. Der hatte sein satelförmiges Lächeln aufgelegt. Das machte ihn nicht sympatisch; er hatte ein ziemlich derb geschnittenes Gesicht, wenn auch Haltung und Hände den Aristokraten nicht verleugneten. Seine Augen waren klein und befanden sich immer in stüchtiger Bewegung, als könnten sie das Tageslicht nicht recht vertragen. Sein Reichthum erlaubte ihm jeden Luxus. Er galt in Berlin, wo er gern den Winter verbrachte, als tonangebend in Fragen der Mode, denn er scheute weder eine Reise nach London noch nach Paris, um eine neue Bügelsalte zu studieren und übertraf in der Kunst, sich zu kleiden, selbst die ehemaligen Schüler von Gton, ohne deshalb von Gentlemen für gleichwertig in Sachen des Gleichmaßes gehalten zu werden. Im übrigen pflegte er die Zeit auf seiner Segelschacht toztzuschlagen, sich auf Schloß Queen Victoria in England zu erholen, oder auch einmal einige Wochen auf seiner Villa bei Rom zu verbringen, wo er bei den Bauern, die dort noch in halber Sörigkeit leben, wegen seiner erzentrischen Lebensweise ebenso verachtet wie wegen seiner Brualität gefürchtet war. Sein stüchtiges Lächeln ließ ihn noch gedekthafter erscheinen und veranlaßte Renate zu der Entgegnung:

„Mama, Du solltest gerade vor Kurz nicht immer auf dieses so traurige Ereignis zurückkommen. Papa ist tot, und wir haben kein Recht, Dinge wieder aufleben zu lassen, die — wer weiß, es übrigens? — maßgebend für seinen Entschluß gewesen sind.“

„Maßgebend für einen sündhaften Entschluß, für sein Ende, das seiner ganz und gar nicht würdig



„fünf-Uhr-Tee“ im „Hotel Kronprinz“.

Die Schützengräben wurden von unsern sündigen Soldaten mit der Zeit unter Jubiläumnahme aller erreichbaren Dinge, wie Walfen, Füßen, Stühlen, So'as usw., ganz angenehm ausgestattet. Wir leben auf unserm Wilde einen derartigen Unterjand im Schützengraben, der sich stolz „Hotel Kronprinz“ nennt und in dem sich die dienstfertigen Kameraden verjammeln. Solange der deutsche Dymor und die deutsche Genügsamkeit sich in die Verhältnisse zu finden verleben, die der Augenblick gibt und daraus das Angenehme, so weit es angänglich ist, heranzubilden, lange brauchen wir uns um den Mut und die Tatkraft unserer Truppen nicht zu sorgen.

holz geschmückt und erinnerte an die Chorstühle in Santa Maria Novella in Florenz. Auch die übrigen Möbel trugen Antarkatur. Die Verjälung der Wände und die alten Kupferstiche erhöhten den Eindruck eines englischen Wohnraumes.

Gräfin Olga betrachtete eine Weile das scharfe Profil des Barons, dann glitt ihr zitternder Blick zu Renate hinüber: „Gerade in letzter Zeit hat der Tod unter den Leuten auf unserer Insel schreckliche Ernte gehalten. Denk' an Karl Nielle und an Nielsens Erich — es ist ein Unglücksjahr.“

Das Gedrückte im Wesen der Gräfin übertrag sich auf den ganzen Raum. Renate hob endlich den Kopf von der Handarbeit und warf ihrer Mutter

war!" rief die Gräfin fast heftig. Der Baron streichelte affektiert das kleine Schnurrärtchen, das fest in die Höhe gezogen war.

"Ich denke, wir können uns jede Diskussion darüber sparen. Wir sind doch nun moderne Menschen und wissen, daß heute jeder das Recht hat, über sein Leben zu verfügen, wie er will; was den Herrn Grafen anbelangt, haben zweifellos Gründe vorgelegen, die ihm gar keinen anderen Ausweg gelassen haben mögen..." Er liebte es, auf die Tatsache, daß der Graf von Friedrichswert vor 15 Monaten seinem Leben durch einen Schuß in die Schläfe selbst ein Ende bereitet, so oft wie möglich anzuspähen. Er wußte, daß er damit Renate, seine Braut, demütigte. Er ergriff jede Gelegenheit, solche versteckte Angriffe gegen ihre Pietät zu wiederholen, um sich für die Kälte zu revanchieren, mit der sie ihn behandelte. Renate pflegte in solchen Augenblicken zu schweigen. Diesmal aber fuhr sie zornig auf; sie hatte das blasse Antlitz der Mutter und er schien doppelt schön, wenn die Rote der Erregung ihre Züge belebte.

"Niemand kennt die Gründe, die ihn in den Tod getrieben haben! Das wird ein ewiges Geheimnis bleiben, und wir haben auch gar kein Recht, darin einzubringen, nachdem Papa selbst uns seinen einschiedenen Willen fundgehat, indem er in seinem letzten Briefe alles vermieden hat, was uns darüber hätte Aufschluß geben können."

Die Gräfin war anderer Ansicht.
"Doch, Kind, wir hatten das Recht, zu erfahren, welche Beweggründe ihn zu der unseligen Tat veranlaßten. Es würde mir vielleicht leichter werden, ihm zu verzeihen, wenn es mir auch nie möglich wäre, ihn zu verstehen."

Renate wollte sagen; aber ich würde ihn immer verstehen — doch sie schwieg. Man hatte immer vermieden, im Hause des Grafen über seinen Tod und dessen Ursachen zu sprechen. Gräfin Olga's Vetter, der Majoratsherr auf Landeshalden war, hatte alles übrige geregelt. Er war auch über die traurigen Beweggründe orientiert, die den im schönsten Alter stehenden Grafen in den Tod getrieben hatten. Der Baron legte das Thema fort:

"In Berlin ist sich jeder Mensch darüber klar, warum der Herr Graf zur Pistole gegriffen hat."
"Ach, drücke Dich nicht so brutal aus!" rief Renate. Er sah sie affektiert erstaunt an und fuhr fort:

"Es war eine unglückselige Idee von dem Herrn Grafen, sich mit Mar Edelmann einzulassen. Ueber den Wert seiner Patente und Erfindungen will ich mich nicht weiter auslassen, denn ich bin offen genug, zuzugeben, daß ich von Chemie und ähnlichem Kram wenig verstehe. Sicher ist, daß Edelmann den Vankrot der 'Gesellschaft für natürlichen Küstenschutz' verschuldet hat, und daß der Herr Graf das Opfer dieses Menschen geworden ist!"

Renate schwieg und neigte sich wieder tiefer über ihre Handarbeit. Die Bemerkung des Barons mochte der Wahrheit nahegekommen sein; trotzdem blieb etwas Ungefährtes und Widerprüchvolles an der ganzen Geschichte. Renate erinnerte sich noch, als sei es gestern gewesen, wie ihr Vater plötzlich unangemeldet von Berlin eingetroffen war und Befehl gegeben hatte, seine Zimmer instand zu setzen. Gegen seine Gewohnheit hatte er sie nur flüchtig geküßt, als er eintraf; sie war zufällig am Landungsteg gewesen und hatte ihn als erste begrüßt. Später, am nächsten Morgen, war er um so zärtlicher gewesen; sie hatte gleich geahnt, daß etwas Besonderes vorliege, aber der graumänteligen Wahrheit war sie nicht im Entferntesten nahegekommen.

Graf Udo von Friedrichswert war der Tradition seiner Vorfahren, die alle als Soldaten ihrem Landesherren gedient, untreu geworden. Er hatte nur ein kleines Vermögen bebesen, als er das Schloß und die paar angrenzenden Besitzungen übernommen. Damals war er allerdings Leutnant gewesen, aber sein unglückseliger und rastloser Ehrgeiz verleidete ihm bald die militärische Karriere. Er heiratete das reiche Freifräulein von Landeck,

nahm seinen Abschied und ließ sich nun in alle möglichen kaufmännischen Unternehmungen ein, in die er allmählich so viel Geld gesteckt, daß die nächsten Verwandten der Gräfin Olga Verwahrung einlegten. Renate war damals schon reif genug gewesen, um alles zu verstehen; ihre Kindheit war keine sonstige, denn durch ihre Jugenderinnerungen zogen sich wie ein düsterer Faden die Zwistigkeiten zwischen Vater und Mutter. Zog sie alle Faktoren in Betracht, so kam sie zu der Ueberzeugung, daß das Freifräulein von Landeck den Grafen Friedrichswert überhaupt nie geliebt oder bald aufgehört hatte, ihm ein wahrhaft tiefes Gefühl entgegenzubringen. Es war zur Gütertrennung gekommen. Vielleicht mußte Renate trotz der Antipathie, die sie den damaligen Bestrebungen der Verwandten entgegengebracht, ihnen dankbar sein, daß es ihrem Vater unmöglich gemacht ward, das ganze Vermögen zu verpekulieren. Vielleicht aber war gerade das die Ursache seines Todes gewesen. Man hatte nachweisen können, daß er noch in der letzten Zeit mißbevolle Verträge gemacht, Geldmittel flüchtig zu machen, um die 'Gesellschaft für natürlichen Küstenschutz', als deren Direktor er bezeichnet, zu halten. Was dann eingetreten war, blieb zwar vielen verschleierte, denn nach dem Tode des Vaters hatten die Verwandten sich doch für verpflichtet gehalten, einzuspringen, um den Namen derer von Friedrichswert vor öffentlicher Schmach zu bewahren. Renate konnte ihrem Vater nicht zürnen, schon darum nicht, weil die Mutter kein Wort der Liebe für den Toten übrig hatte. Aus vagen Bemerkungen des Herrn von Landeck-Salden hatte sie entnehmen können, daß ihr Vater zu Machinationen gegriffen, die ihm schließlich keinen Rückzug mehr übrig ließen. Die Mutter sagte: er war ein Friedrichswert, und es konnte ihm kein glückliches Ende beschieden sein. Sie aber verdamnte dieses Ende beschieden sein. Sie aber verdamnte dieses fürstliche Berlin, diese Miesestadt, die in ihrer Vorstellung zu einem Ungeheuer erwuchs, das von ungezählten dunklen Trieben in Bewegung gesetzt war, denn sie selbst hatte die Stadt nur einmal kurz berreten, und wünschte überhaupt nichts mehr als Einjamkeit, die sie mit stillen Bestrebungen zur Veredelung ihres Charakters und ihres Wissens ausfüllte. Solche Gedanken beherrschten sie, als sie sich enstig mit ihrer Stickerie beschäftigte, während draußen der Sturm donnern und tosend an die Schloßmauern prallte. Das Meer brüllte; trotz dieser Miesesymphonie aufgestachelter Naturkräfte fühlte man beängstigend die Stille, die im Schlosse herrschte. Die Stimme des Barons hatte etwas Spesenstiges, als er das Gespräch endlich fortsetzte:

"Man hätte eigentlich damals den Kerl ausfindig machen müssen, der die eigentliche Ursache wurde, daß der Stein ins Rollen kam."

"Wovon sprechen Sie?" fragte die Gräfin müde. Sie wünschte nichts Näheres zu wissen oder gab wenigstens vor, über nichts orientiert zu sein.

"Von jenen Artikeln, die in der deutschen Ingenieurzeitung erschienen und die unbarmerzig die technische Unmöglichkeit der Bestrebungen der 'Gesellschaft für natürlichen Küstenschutz' darlataen. Natürlich richteten sich die Laborate gegen Mar Edelmann, der mit Rücksicht auf seine Erfindungen — wie gesagt, ich kenne sie gar nicht und würde auch wohl nichts davon verstehen — so eine Art technisches Faktotum war, denn auf sein neues Sprengsystem gründeten sich ja die Absichten der Gesellschaft, die mir stets etwas unklar geblieben sind. Ich weiß nicht, wie weit sich der Angreifer mit der Person des Herrn Grafen beschäftigt hat; das Federduell, das sich in den Fachzeitschriften entspann, wurde zwischen dem Verfasser jener Artikel und Mar Edelmann ausgefochten, in dem dieser schließlich unterlag. Die Presse ergriff nun die Partei des Siegers, die Aktionäre wurden ängstlich, man forderte Aufklärungen, Generalversammlungen wurden einberufen, und schließlich kam das Ende."

"Wie hieß der Artikelschreiber?" fragte Renate.
"Ich weiß es nicht auswendig. Es ist auch

schließlich gleichgültig." Zu diesem Augenblick wurden Türen aufgerissen und zugeschlagen; man hörte eine erregte Frauenstimme. Dann wurde heftig geklopft.

Die Gräfin fuhr mit einem nervösen Schrei auf; die alte Lene wartete nicht erst die Aufforderung ab, einzutreten. Sie stürzte atemlos in das Zimmer:

"Verzeihen Sie, Frau Gräfin! Die alte Kerstin ist da. Ihr Mann ist noch draußen."

"Der Klaas?"
"Ja. Er ist um fünf ausgefahren... sie hat doch den Sohn schon eingebüßt, nun auch den Mann!"

"Wer wird gleich das Schlimmste denken", entgegnete Renate und wies die Magd mit einem Blick zur Ruhe. Die Alte stand schon zaudernd in der Türe und streckte die verarbeiteten Hände bittend nach der jungen Komtesse aus.

"Laß doch", bemerkte der Baron ärgerlich, und zog die Augen zusammen, als er sah, daß Renate die Hände der alten Fühersfrau ergriß. "Was sollen wir da? Wenn er die alten Sturmsignale nicht beachtet hat, so soll er auch die Verantwortung tragen!"

Aber Renate hatte die Alte schon herangezogen.
"Der Klaas ist draußen? Und Sie meinen sicher, daß er nirgendwo eingefahren ist?"

"Ne, nee, das ist er nicht! O Gott! O Gott!" Sie sagte das ganz ruhig. Nur ihr Gesicht drückte die innere Erregung aus. Man mußte allerdings verstehen, in diesem Antlitz, in welches das Wetter hundertfältige Künste gegraben, zu lesen. Dieses einfältige, zunglose Gesicht mit den biederem, verwachsenen Augen wechselte nie den monotonen, ergebungsvollen Ausdruck.

"Ich habe es ihm gleich gesagt", fuhr sie fort.
"Klaas, habe ich gesagt, der Wind is'n Krümer, das Wetter taugt nichts! Fahr' nicht! Aber der ließ sich nicht abreden. Er purrte den Selmerich Twerthen, und dann fuhren sie in seiner Fahrt los."

"Das war eben ein Leichsin", jagte der Baron, der seinen Alexander über die Alte kaum unterdrücken konnte. Aber die schüttelte trutzig den Kopf.

"Nee, Herr! Ein Fliegap ist mein Alter nicht! Der kennt das Wetter, und er täuscht sich sonst nie — aber seit neuestem trügen alle Zeichen! Ehemalig solche Stürme nie vor Gallus ein, aber seit einiger Zeit weiß man nicht mehr, wozu man sich halten soll! 's ist gerade, als ob der Fluch nach einem neuen Opfer jähre!"

Der Baron zuckte die Achseln und lachte kurz. Die Alte nahm das als Beleidigung.

"Durch Feuer — und — durch Wasser — ja, ja!" Wie eine Beschwörungsfornel, dumpf und feierlich, jagte sie es dreimal.

Die Gräfin erhob sich brüsk und richtete die kalten Augen abweisend, beinahe haßerfüllt, auf Klaas Kerstens Weib. Aber das merkte nichts.

Renate stand schon im Gummimantel neben ihr. Der Baron schob die Alte, unwillig über ihr Gerede, zur Tür hinaus. Die Gräfin saß wieder zusammengesunken in ihrem Sessel, die Szene machte sie über die Maßen nervös.

"Renate", sagte Theo von Oldenkott und legte die Hand auf ihren Arm. "Was willst Du bloß? Man kann doch gar nichts für den Alten tun!"

Sie schob die Kapuze über den Mondstopp. "So laß mich doch — ich will wenigstens versuchen..."
"Was denn?"

"Jrgend etwas — kommen Sie nur, Mutter Kerstin — vielleicht ist er doch wo angelauten und schon in Sicherheit" — sie warf der Gräfin einen warmen Blick zu — "ich bin bald wieder da, Mama!"

Jene schrak aus ihrer Apathie auf.
"Kind — Kind — Du wirst Dir eine Erkältung zuziehen?"

Zum ersten Male an diesem Abend hörte man Renate lachen, ein dunkles Lachen, durch das der leise Mitzton einer franten Seele drang, ein Lachen, das sich nur furchtiam aus den Fesseln dumpfer

Trauer befreite. „Warum nicht gar, Mama! Ich sende Dir Ja!“

„Ja, sende mir das Kind! Ich muß jemanden von meinem Blute bei mir haben in dieser schauerlichen Nacht.“

Die Alte trippelte die Treppe hinunter. Sie drückte die Arme, die langgestreckt an dem Körper herabhingen, fest gegen sich. In der Rechten trug sie eine große Laterne; das schwelende Licht hinter dem matten Glas flackerte unstät hin und her. Der Baron brummte etwas über Aberglauben und Dummheit der Fische und holte Hut und Mantel. Renate lief leichtfüßig in das Kinderzimmer, wo die fünfjährige Schwester mit der englischen Gouvernante ein Gesellschaftsspiel machte.

„Du sollst zu Mama kommen, Herzchen — dann eile sie davon, ohne sich um den Baron zu kümmern. Der küßte der Gräfin die Hand und folgte ihr dann rasch. Sein finstres, unwirliches Gesicht hellte sich aber auf, als sich Renate unten im Hof nach ihm umwandte:

„Wir wollen zum Strand hinunter — vielleicht können wir doch etwas tun — es ist ein Jammer, daß bei uns keine Rettungstation eingerichtet ist!“

Das Unwetter hatte seinen Höhepunkt erreicht. Der Sturm heulte und brüllte und zerrte an den Kleidern der Frauen. Der Baron mußte mit beiden Händen den Hut gegen den Kopf drücken. Schwarze Wolkenmassen flogen wie die wilde Jagd über den Himmel, bald den Mond verfinstern, bald ihren Gefangenen wieder freigebend. Die See war riesengroß; wenn die Mondstrahlen darauf fielen, dann nahm der Gischt auf den Wogen einen grünlichen Schimmer an.

Einmal war es, als ob eine Riesenfaut in die Wolken griffe, sie zusammenraffte und vom Himmel riß. Da zeigte sich eine phosphorne Untiefe am Firmament; doch sogleich versank sie wieder in Finsternis.

„Was das bloß heißen soll — was das nur helfen soll“, murmelte Oldenscott und folgte unschlüssig. Sein Blick ruhte immerfort auf der biegsamen Gestalt Renates, die mit dem Winde ging. Der Mantel schmiegte sich eng an ihren Leib und zeichnete ihn scharf in der Selligkeit ab, die die sorgesezt niederstufenden Blitze verbreiteten. Die Alte erzählte breit alles mögliche durcheinander von ihrem Knaas, und daß auch der Dwersten ihr Jüngster mit in Gefahr sei.

Sie hatten den Strand erreicht, unheimlich hoben sich die dunklen Silhouetten von einem knappen Duzend Fischern ab, die unbeholfen, als warteten sie auf irgend etwas, dastanden und auf die See hinausstarrten. Als sie Renate erkannten, zogen sie mit jener langsamen, schwerfälligen Bewegung, die ihnen allen eigen war, die Mützen und setzten sie ebenso zögernd wieder auf.

Das Meer donnerte mit wütenden Schlägen gegen den Seedeich. Es hatte das Watt überflutet und erprobte seine Kraft an den Schutzdämmen.

„Wenn der Deich nur das aushält“, meinte Oldenscott. Er mußte schreien, um sich verständlich zu machen.

Renate wies über die Maria:

„Hier stand er früher. Dreimal hat ihn das Meer gebrochen, aber diesmal hält er stand. Doch wenn der Nordwest vorhält, haben wir mit der Sturmflut zu rechnen, und dann mag kein Deich mächtig genug sein, zu widerstehen, denn wir liegen sozusagen gerade in der Front.“ (Fortsetzung folgt.)

Um ein Heim.

Roman von D. Gerard.

Genehmigte Uebersetzung von A. Geißel.

(18. Fortsetzung u. Schluß)

(Nachdruck verboten.)

Mit Haß und Erregung durchflog der Maler den Brief. Was ihm zuerst klar wurde: daß er keinen Zuerstbuhler hatte — denn keines anderen Mannes Name wurde in dem Briefe erwähnt — ließ eine Bergelast von seinem Herzen fallen.

Nun durchlas er das Schreiben zum zweitenmal ruhig und aufmerksam, und da erst erfaßte er die volle Bedeutung des Briefes. Manchmal fühlte er sich verjudt zu lachen, und zwar hatte dieses Lachen eine bittere Beimischung — seine Eitelkeit erlitt doch einen recht empfindlichen Stoß. . .

Nach einer ziemlich langen Pause jagte Mr. Atkman jetzt ernst: „Sie glauben wirklich, Klara liebe mich?“

„Wenn ich es nicht glaubte, hätte ich mich gehütet. Ihnen den Brief zu zeigen“, versetzte die Herausgeberin bissig.

„Und doch wies sie mich ab wegen dieser kleinslichen Bedenken . . . es klingt faum glaubhaft! Wenn sie mich ernst lieb hätte, müßte das doch alles versloßen sein wie Spreu vor dem Winde?“

In des Malers erster Frage klang ein Unterton von Besorgnis mit, worüber Fräulein Pohl innerlich lachte. Dann äußerte sie spottend:

„Sie scheinen verzweifelt wenig von uns Frauen zu wissen! Wären Sie für Klara nur der „anständige annehmbare Mann“ gewesen, die „gute Partie“, dann hätten sich gar keine Schwierigkeiten ergeben, und sie würde ihre Kläne glatt durchgeführt haben. Leider sind Sie ihr aber mehr geworden.“ Ich schloß sie nicht ohne Humor, „und so gingen ihre Maßnahmen in die Brüche.“

Der Maler biß sich auf die Lippen und dachte ein Weilschen nach, bevor er fragte: „Sie meinen also, wenn sie mich nicht liebte, würde sie mich nehmen?“

„Das bezweifle ich keinen Augenblick.“

Atkman reckte seine Schultern hoch und dann ließ er sie ziemlich hoffnungslos wieder sinken. Diese Bewegung zeigte deutlich, daß er sich im Lügen der Mädel, welche das Weib dem Manne aufgibt, nicht allzuviel zurtraute.

„Sie würden mir also raten, zu hoffen?“

„Ich rate Ihnen gar nichts; ich begnüge mich damit, die Tatsachen festzustellen.“ antwortete Fräulein Pohl mürrisch.

„Nun, so werde ich hoffen, ob auf oder gegen Ihren Wunsch.“ erklärte der Maler entschlossen. „Und ich werde sie heiraten, ob sie mich nun liebt oder nicht.“

Fräulein Pohl blickte in des Malers gerötetes Gesicht — und seine Entschiedenheit mißfiel ihr jedenfalls nicht.

„Um, daß Sie's versuchen werden, glaube ich schon, aber ob Klara Sie nimmt, steht dahin. Sie mögen ihr immerhin vergeben, aber sie selbst wird sich nicht verzeihen.“

„Es ist undenkbar, daß sie so unvernünftig sein sollte!“ rief Atkman lebhaft.

„Und doch wird es so kommen, wenn Sie ihr nicht auf irgendeine Weise klar machen können, daß ihre Gefühle für Sie nicht durch Berechnung beeinflusst werden. Wie die Verhältnisse nun einmal liegen. . .“

„Wieso?“ Von welchen Verhältnissen sprechen Sie denn?“ fiel Atkman der Dame erstaunt ins Wort.

„Natürlich doch von Ihren Zukunftsaussichten! Diese sind es, die Klaras Zukunftsbedrücken. Wenn Sie zum Beispiel Ihren Anteil dazu bewegen könnten, Sie zu erben, hätte ich nicht den geringsten Zweifel an Klaras Nachgeben, aber so. . . Pah, ich weiß gar nicht, wie ich dazu komme, Ihnen Ratsschläge zu geben.“ unterbrach Fräulein Pohl sich plötzlich ungeduldig. „Ich habe Ihre Frage beantwortet, und es ist wirklich die höchste Zeit, meinen für morgen fälligen Leitartikel zu beenden.“

Nachdem Atkman sich kurz verabschiedet hatte, kehrte Fräulein Pohl mit beschwermem Gewissen zu ihrem Leitartikel zurück. Selbstamerweise indes wollte die Arbeit jetzt gar nicht „fließen“, und die „Belagerung des Kerkers“ rückte nur sehr langsam vor.

„Das kommt davon, wenn man gegen seine Grundätze handelt.“ murmelte die Herausgeberin beschämt vor sich hin. Sie mochte sich anstellen

wie sie wollte, aber der Gedanke an Klara glückstrahlendes Gesicht erwies sich als durchaus hindernd bei der doch so wichtigen, dringenden Arbeit.

23. Kapitel.

Während der verzweifelnd langen Fahrt hatte Atkman hinreichend Gelegenheit, seine Gedanken zu ordnen und über seine nächsten Schritte ins Klare zu kommen. Allerdings wurde die Erleichterung, die er empfand, als er hörte, daß die Scheidewand nicht, wie er gefürchtet hatte, aus „Fleisch und Blut“ bestand, reichlich aufgewogen durch die Schlappe, die sein Selbstgefühl erlitt. Daß seine Erbschaftsaussichten um ein Haar seine Persönlichkeit aus dem Sattel gehoben hätten, empfand Philipp Atkman als eine Demütigung. Allerdings war das ja nun überwunden, aber tränkend blieb's doch. Schon einmal — vor Jahren — hatte er's erleben müssen, daß an der Geldfrage — wenn auch in umgekehrter Weise — seine Zukunftshoffnungen zuhanden wurden, und damals hatte er doch noch Jugend und Schönheit in die Wagschale zu legen, während er jetzt stark dem mittleren Alter zusteuerie.

Was ihn dabei trankte, war, daß er selbst den zukünftigen Millionen gar keinen so hohen Wert beilegte. Geld als solches reizte ihn nur insofern, als es ihm weite Reisen in herrliche, sein Malerange entzückende Gegenden ermöglichen würde. Aber solange seine Mutter noch lebte, waren Reisen für ihn ausgeschlossen, und er hatte noch nie den Mut gehabt, über seiner Mutter Grab hinaus zu denken und zu planen. Allem Anschein nach sah eine Frau, und zudem eine Frau, die sich verheiraten wollte, diese Millionen mit anderen Augen an. . .

Wenn er in seinen Grübeleien so weit gekommen war, schloß er stets mit dem festen Voratz: „Und trotz alledem werde ich sie heiraten!“

Diese seine spätegeborene Liebe sog ihren Lebensodem und ihre Nahrung nicht nur aus der Gegenwart. Nach jenem Schlag, der seine Jugend getroffen hatte, war Philipp Atkman ein einjamer Träumer geworden, der sich künstlich vom Leben abgeschlossen hatte — aber nun, da eine neue Liebe in sein Herz eingezogen war, begannen die so lange verstopften Quellen aufs neue zu sprudeln.

Wie aber sollte er sich Gewißheit verschaffen über die Art von Liebe, die Klara für ihn empfand? Nicht nur um seinerwillen, hauptsächlich um ihrer selbst willen galt es festzustellen, ob diese Neigung von allen Nebenabsichten und Beweggründen frei war. Der von Fräulein Pohl angedeutete Weg, dem Erbe seines Antels zu entsagen, kam bei Philipp Atkman, obgleich er verlobt und Künstler war, nicht ernstlich in Betracht. Dazu war er doch zu praktisch veranlagt. Aber als er auf der Rückreise über Köln hinausgekommen war, hatte er nach langem Sinnen einen Ausweg gefunden. . .

In sehr gehobener Stimmung langte der Maler an einem schönen Frühlingstag wieder in Rathbeggie an. Gegen seine Gewohnheit ließ Atkman diesmal seinen Koffer am Bahnhof stehen mit der Ankündigung, Murdy werde ihn später abholen. Er ging zu Fuß nach dem Schloßchen, öffnete die Haustüre mittels seines Schlüssels und erreichte, von niemand gesehen, seine sogenannte Bibliothek, ein kleines im Erdgeschloß gelegenes Zimmer, in welchem er seine geschäftlichen Angelegenheiten zu erledigen pflegte und mitunter die Zeitung las.

Aus einem Stoß Zeitungen, der ein Gefüll füllte, nahm Atkman ein Paket heraus und blätterte darin. Endlich schien er gefunden zu haben, was er suchte: es war eine Nummer des „Schotten“, die etwa ein Vierteljahr alt sein mochte. Atkman steckte die Nummer in die Tasche, nahm ein kleines Päckchen, welches ein unterwegs gekauftes Spielzeug für die Kranke, einen aus Holz geschnitzten Vogel, enthielt, mit und ging dann hinauf ins Zimmer seiner Mutter.

Unterwegs lachte er vergnügt vor sich hin und murmelte: „Ich möchte darauf wetten, daß sie nicht auf das Datum des Zeitungsblattes achtet.“

Klara saß zu Füßen der Kranken auf einer Fußbank. Sie hatte der Türe, die der Hausherr behutsam öffnete, den Rücken gekehrt und war eifrig damit beschäftigt, einen Ball aus Schlüsselblumen herzustellen. Zu diesem Behufe wand sie einen langen offenen Kranz aus den zarten Frühlingsblüthen, die in einem großen flachen Korbe neben ihr am Boden standen; diese Blumentette sollte dann zu einem großen Ball zusammengefügt werden — eine in den Vereinigten Königreichen sehr beliebte Unterhaltung für Kinder. Die Augen der Kranken hingen entzückt an den gelben Blumen, und das Zimmer war von dem frischen, würzigen Duft der Primeln durchzogen.

„Jane, sind Sie's?“ fragte jetzt Klara mit etwas müder Stimme, als sie das leise Öffnen und Schließen der Türe vernahm.

Da keine Antwort erfolgte und Mrs. Niskan zugleich unruhig wurde und ihre Augen sich weiteten, während sie auf die Türe blickte, wandte das Mädchen sich beunruhigt um — im nächsten Augenblick war Klara aufgesprungen, unbekümmert darum, daß sie bei der heftigen Bewegung den Korb umstieß und die gelbe Herrlichkeit samt dem Kranz, der ihren Händen entglitt, am Boden lag.

Ein leises „Oh!“ entfloß den bebenden Lippen der Ueberrädeten, und ihre Augen strahlten freudig auf. Im nächsten Augenblick freilich hatten die Lippen sich schmerzlich zusammengepreßt, und der freundige Strahl war erloschen. Bedeutete doch dies Wiedersehen die baldige, gesürchtete Trennung. Klaras Augen hingen noch in angstvollem Forschen an der Türe — ob Mr. Niskan wohl ihre Stellvertreterin einmüßigen draußen warten ließ?

Der Maler hatte jeden Blick, jede Bewegung des Mädchens verfolgt. Er gewahrte auch ihr bleiches Aussehen, und zwar nicht ohne innere Befriedigung; indes verharrete er stumm. Er trat zu seiner Mutter, küßte zärtlich ihr Haar und hielt ihr dann mit traurigen Lächeln den geschöpften Vogel hin, nach welchem sie jubelnd griff. Erst als er die Arme eifrig mit dem neuen Spielzeug beschäftigt sah, wandte er sich an Klara, die unbewußt immer noch auf die Türe blickte, und sie kurz begrüßend, fragte er gleichmüthig:

„Erwarten Sie vielleicht jemand? Es ist niemand draußen, Miß Wood!“

„So haben Sie niemand gefunden, obgleich Sie so lange fort waren . . . War Ihr Bemühen erfolglos?“

Die Worte, die atemlos hervorgestoßen wurden, klangen entschieden hoffnungsvoll.

Niskan nickte nur kurz und äußerte dann lächelnd: „Im Gegentheil, meine Bemühungen waren durchaus von Erfolg begleitet. Ich habe gefunden, was ich suchte.“

„Ah, so kann ich wohl gehen?“ Klara bemühte sich vergeblich, ein leises Schluchzen zu unterdrücken.

„Zawohl; wenn Sie's wünschen, können Sie gehen.“

„So soll ich nicht warten . . . bis die . . . die andere kommt?“

„O, darum dürfen Sie sich nicht sorgen. Sie kommt noch, bevor Sie das Haus verlassen. Haben Sie Ihre Sachen bereits gepackt?“

„Nein . . . noch nicht.“

„So tun Sie's immerhin. Ich halte Sie nicht länger.“

Unsicheren Schrittes, mit feuchten Augen und völlig verwirrt schritt Klara zur Türe. Die Kälte des Malers verwundete sie aufs tiefste; ihre bittere Enttäuschung war unverkennbar.

Niskan verfolgte jeden ihrer müden Schritte mit atemloser Aufmerksamkeit. In dem Augenblick, in welchem Klara die Hand auf den Türdrücker legte, schien er sich auf etwas zu besinnen, und gleichgültig rief er ihr nach: „Miß Wood! Eben fällt mir ein, daß ich ja noch eine Notiz für Sie habe.“

Klara blieb stehen, ohne aber den Blick zu heben.

„Sie kennen doch meinen Onkel Benjon, nicht wahr?“

„Den alten Herrn in Dollington? Ja, freilich, er war der Nachbar der Familie Grant.“

„Ganz recht, den meine ich. Vielleicht interessiert Sie diese Zeitungsnotiz, wenn Sie sich des alten Herrn erinnern.“

Er reichte dem Mädchen das Zeitungsblatt, bezeichnete ihr den betreffenden Abschnitt und trat dann ans Fenster, während Klara wie von selbst das Folgende überlas:

„Wie wir aus guter Quelle erfahren, wird sich Mr. John Benjon von der Welfirma Benjon & Co. binnen kurzem mit Miß Ellen Carringsford, der ältesten Tochter von Sir Charles Carringsford zu Schloß Trennet in Midlothian, verheiraten. . . .“

Klara hatte zuerst ziemlich gleichgültig, dann aber mit wachsendem Interesse und Verständnis gelesen. Nun suchte sie die sich in ihrem Hirn überstürzenden Vorstellungen zu ordnen. Und es schien dem Maler, als ob sie dazu auffallend langer Zeit bedürfte.

Seine Ungeduld riß ihn hin, sie zu irgendeiner Neußerung zu veranlassen, und so sagte er jetzt mit halb bekümmertem Miene: „Ist es nicht ein verriickter Einfall, in solchem Alter noch zu heiraten?“

„Im . . . und das bedeutet also für Sie . . .“

„Das bedeutet ganz einfach, daß er's vorzieht, seine Millionen direkten Erben zu hinterlassen. Nun, begreifen Sie jetzt die Tragweite meines Entschlusses?“

Klara zitterte wie Eisenband. Ihre Augen hasteten noch immer wie gebannt auf dem Zeitungsblatt, aber sie konnte es nicht verhindern, daß sie glühend erröthete — und es freierte ihre Verwirrung, daß sie sich dessen bewußt wurde.

„Für mich ist es entschieden hart,“ meinte der Maler jetzt ernsthaft. „Und ich höre, Sie bedauern mich, Miß Wood. Da hat mir der Alte jahrelang die herrlichsten Aussichten vor den Augen baumeln lassen und nun, da er an den Siebzigern oder gar darüber hinaus ist, macht er mir einen solchen Strich durch die Rechnung. Es ist nicht schön von dem alten Herrn, das muß ich sagen.“

„Aber . . . ich . . . Weshalb haben Sie mir's denn nicht früher mitgeteilt, Mr. Niskan?“ rief Klara verwirrt, und die Augen, die sie jetzt auf den Maler richtete, drückten durchaus kein Mißgefühl bei seinem Verlust aus.

„Na, das muß ich sagen, Miß Wood: es scheint Ihnen ja gar nicht leid zu tun . . .“

„Das ist auch nicht der Fall . . . im Gegentheil, ich freue mich! . . . Ja, ich freue mich wirklich!“ stammelte das Mädchen fassungslos — und um seine Freude deutlich zu beweisen, brach es jetzt unpfählich in heiße Tränen aus.

Und da lag sie auch schon in seinen Armen, die sie heiß und fest umschlossen. Janige, törichte Liebesworte klangen an ihr Ohr, und Klara ließ alle diese Unbegreiflichkeiten stumm aber glücklich über sich ergehen. Es war so köstlich, in seinen starken Armen zu ruhen und nicht mehr an das Scheiden denken zu müssen . . .

Nach einer langen Weile flüsterte der Maler sanft und leise:

„Es war also wirklich das Geld, das im Wege stand?“

„Ja . . . nein, nicht gerade das Geld allein . . . ich war auch meiner selbst nicht völlig sicher.“

„Und jetzt bist Du das, wie es scheint?“

„Ach ja, gottlob!“

Der schalkhafte Blick, mit dem der Maler jetzt Klara maß, machte sie plötzlich kitzig, und nun sagte er klar und deutlich:

„Welch ein Glück für mich, daß es also nicht das Glück war, welches uns im Wege stand . . . denn es ist leider noch immer vorhanden.“

Klara wollte sich zurückbeugen, um seinen Gesichtsausdruck erkennen zu können, aber seine Arme zogen sie nur um so fester an sich.

„Aber ich verstehe dies alles nicht. . . . Jenes Zeitungsblatt . . .?“

„Sprach die volle Wahrheit!“

„Also wird Dein Onkel sich verheiraten?“

„Gewiß, hast Du's nicht gelesen? Nur ist es nicht der Onkel, der mich zu seinem Erben ernannt hat, aber das tut ja bligwenig zur Sache. Du schienst nicht zu wissen, daß ich zwei Onkel gleichen Namens habe, die beide John Benjon heißen, Vettern sind und gemeinschaftlich die großen Papierfabriken besitzen, die mir meine zukünftigen Millionen einbringen.“

Klara hatte es längst aufgegeben, sich Niskans Händen zu entwenden — allein ihre Stimme klang nicht freudig, als sie plötzlich fragte: „So hast Du also Dein Spiel mit mir getrieben?“

„Und hast Du nicht auch Dein Spiel mit mir getrieben, Klara?“ lautete seine ernste Gegenfrage.

Ihre Augen senkten sich vor den seinen, und verwirrt murrte sie: „Wenn Du nun doch reich bist, war ja alles vergeblich. . . . Ach, Du weißt ja gar nicht . . .“

„So, weiß ich nichts? Warum wäre ich denn in Wien gewesen?“

„In Wien? Ich glaubte Dich in Edinburgh!“

„Das mag schon sein; wenn ich Dir aber sage, wieviel Fenster Fräulein Pohls Bureau hat und wie oft ihr der Zwicker von der kleinen Nase fiel, während ich mit ihr sprach, glaubst Du mir doch vielleicht, daß ich nicht acht Tage in Edinburgh festsaß?“

„Aber sie kann Dir doch nicht gesagt haben . . .“

„Gesagt hat sie mir kein Wort, aber sie gab mir einen Brief zu lesen. Ich kenne jetzt die Scheidewand, Klara; ich schlug sie zu Boden, und sie wird nie wieder aufgerichtet werden!“

„Aber . . .“

„Mein Wort weiter, Klara,“ sagte Niskan plötzlich in tiefstem Ton. „Ich kann Dir das Recht, Dein eigenes Leben um eines kleinen Bedenkens willen zu zerstören, nicht nehmen, aber ich wehre mich mit aller Kraft dagegen, daß Du dabei das meine zerstörst. Soll ich um Deines Fehlers willen leiden? Nicht wahr, diese Frage hast Du Dir noch nicht vorgelegt? . . . O nein, mein Sonnenchein ist ohnehin so spät in mein Leben gefallen, und nun sollte ich ihn nicht festhalten? Ach, Du wußtest nicht, welchen Löwen Du weckst, als Du Dein kleines Spiel begannst, magst Du nun auch die Buße zahlen!“

Der Ton des Malers war, während er sprach, leicht und fröhlich geworden. Als er jetzt das Mädchen an sich riß und sie mit Liebstötungen überhäufte, die sie eben so innig erwiderte, ließ Mrs. Niskan, die bisher glücklich mit ihrem Vogel gespielt hatte, diesen polternd zu Boden fallen. Sie beugte sich vor, um das Spielzeug wieder zu erhaschen; allein es wollte nicht glücken, und ein leiser flagernder Ton entrang sich ihren Lippen. Im gleichen Augenblick war Klara zu der Kranken gewandt. Sie kniete vor ihr nieder, mitten in den Schlüsselblumen, reichte ihr den Vogel und küßte mit zitternden Lippen die weißen, kraftlosen Hände. Als sie dann aufblickte, begehrte sie den Augen des Verlobten. Keines von beiden sprach, und doch verstanden sie einander auch ohne Worte, während die großen blauen Augen von Mrs. Niskan sich abwechselnd auf die verklärten Gesichter richteten und fast so ausliefen, als begriffe sie, was hier vorgegangen war.

In diesem Augenblick öffnete Mr. Laing leise die Türe. Er blickte eine Weile auf die ruhende Gruppe und entfernte sich dann eben so lautlos, wie er gekommen war. Draußen aber fuhr er sich über die Augen und murrte vor sich hin:

„Das gäbe ein prächtiges Vordergrundmotiv . . . in der Tat ein außerordentlich schönes und wirkungsvolles Motiv! Für die Schlüsselblumen wäre neapolitanisches Gelb wie geschauten, aber welche Farbe müßte ich wohl wählen, um das glückselige Leuchten dieser Gesichter wiederzugeben? Bleib' davon, alter Stümper, solche Lichter vermag nur das Leben richtig aufzulernen.“

Haus Stauffenbach.

Roman von B. Corroy.

(14. Fortsetzung u. Schluß)

(Nachdruck verboten)

„Ich wünsche mich zu sprechen, Frau Baronin,“ begann die Komtesse, „vermutlich handelt es sich um eine Angelegenheit geschäftlicher Art.“

„Nicht ganz.“
„Wir wissen unsererseits, daß Wolf die Aussicht hegte, Ihre Zukunft sicherzustellen und Ihnen die vor einigen Jahren erbaute Villa am Roten Weg als Witwenstift anzuweisen. Die Verhältnisse sind trostloser, als man ahnte; dennoch ist Egon entschlossen, den Willen des Verstorbenen, soweit es in seinen Kräften steht, zu erfüllen. Es wird vielleicht, wenn auch mit harter Mühe, dennoch möglich sein, ein Abkommen mit den Gläubigern zu treffen und die dringendsten Verpflichtungen mit Hilfe treuer Freunde zu decken. Ein schnelles Resultat ist allerdings wieder zu hoffen noch in Aussicht zu stellen.“

„Ich kenne ein Mittel, diesen stolzen Besitz aus Wiederhänden zu befreien, und sprach bereits mit meinem Gatten darüber, kurze Zeit bevor ihn das Unglück erreichte. Wolf berief damals; ehe er das Schloß verließ, seinen Sohn zu sich und machte ihm Mitteilung darüber. — Ich mußte mich sehr irren, wären Sie von dem Inhalt derselben nicht bereits in Kenntnis gesetzt.“

„Ich bin es, und zwar durch Wolf selbst, der glaubte, daß ich seinen Absichten entgegenarbeite. Führt Sie die gleiche Sorge zu mir? Warum? — Was habe ich mit dieser Angelegenheit zu tun? Egon ist volljährig und hat sich, wie ich höre, bereits entschieden.“

„Fräulein von Gerreich.“ — „Nabella ist doch nervös die Dinge an ihren ichtanken Fingern hin und her. „Ihnen ist der Nessel so teuer wie ein Sohn, und ich vergöttere mein einziges Kind. Wir beide haben uns vor langen Jahren viel Leid zugefügt — und es fragt sich, wer schwerer daran zu tragen hatte. Der einzige, an welchem ich mit glühender Leidenschaft hing, gab mich auf um Freiwillen. Nur der Schrei nach Rache konnte in meinem Innern die beständige Wehklage überdönen, welche mich beinahe zum Wahnsinn getrieben hätte, als ich von Günthers Verlobung erfuhr. Das Mädchen, welches mir den Geliebten nahm, sollte und durfte nicht in seinen Armen schmelzen. Deshalb legte ich die Sache in die Hände des Marquis d'Epinay und gelobte, ihm anzugehören, wenn das Schicksal zu seinen Gunsten entscheiden würde. — Als es dann wirklich so kam, mußte ich mein Versprechen halten; — aber wenn Sie wüßten, welche Seelqualen ich erduldet, wieviel brennende ungeweihte Tränen sich hinter meinem leichtfertigen Leben bargen, welche Stunden der Verzweiflung und Raserei ich verlebte, so würden Sie Ihr Los, mit dem meinigen verglichen, beneidenswert finden. Ihnen galt Günthers letzter Gedanke und sein letzter Gruß, mit Ihrem Bilde im Herzen schied er von der Welt.“

„Davon war und bin ich fest überzeugt, Frau Baronin. Ihrer Versicherung bedurfte es nicht. Günthers wahre und einzige Liebe gehörte mir.“
„Sei es so! Ich mache Ihnen diesen Triumph nicht streitig,“ preste Frau von Stauffenbach hervor. „Aber sollen wir über die Trümmer der Vergangenheit hinweg uns nicht veröhnt die Hände reichen, zum Wohle unserer Kinder?“

„Ich vermag weder mich selbst noch andere zu belügen. Vergeben kann ich Ihnen Günthers Tod — vergessen aber das, was Sie an mir taten — kann ich niemals. Es wird besser sein, wenn wir uns auch künftig fernbleiben. Das Wohl oder Wehe Fräulein d'Epinays und meines Neffen hängt davon nicht ab.“

„Sie hassen mich, Komtesse, und folglich auch meine Tochter, sollten aber bedenken, daß diese

allen jenen beklagenswerten Vorgängen fremd gegenübersteht. Trotz ihrer Jugend hat sie bereits glänzende Partien ausge schlagen, ihre Liebe ist ein kostbares Geschenk, und was die über Stauffenbach hereingebrochene finanziellen Wirren betrifft, so wird Frau von Doyal gerne bereit sein, sie zu beseitigen. Lassen Sie sich nicht von Ihrer tiefeingewurzelten Abneigung leiten. Gern will ich mich verpflichten, einen fernen Wohnsitz zu wählen, um Ihnen nie wieder vor die Augen zu treten, nur betrachten Sie Renée mit vorurteilslosem Blick. Sie vertraten von seiner frühesten Kindheit an Mütterstelle bei Egon, und ihr Wille dürfte bestimmend für ihn sein. Alles, was ich erbitte, ist: nützen Sie diesen Einfluß nicht, um meinem Kinde hindernd im Wege zu stehen.“

„So kleinlich, mich für grauam zerstörte Lebenshoffnungen an einem ganz schuldlosen Wejen zu rächen, bin ich wahrlich nicht,“ erwiderte Karmelitta ruhig und kalt. „Sie befinden sich

mit seltsamem Ausdruck an, stand auf und ging schweigend ins Schloß.

Die Baronin folgte ihr.

Als sie in ihren Gemächern angelangt waren, wandte sich Renée um und sagte:

„Ich vertraute Dir mein Geheimnis einst an. Du hast es verraten und preisgegeben. Was ich selbst nie gegen jemand aussprach, das weiß nun Egon — das weiß die Gräfin, das wird auch Gertrud erfahren. Gedenktigt stehe ich nun vor ihnen. Diese Schmach darfst Du mir nicht bereiten! Ich werde nie darüber hinwegkommen!“

Sie riß das Fenster auf und strich mit beiden Händen das schwarze Haar aus der Stirne.

„Lege Dich zu Bett,“ bat die Baronin.

„Mangelt Dir denn jeder Begriff für das, was Du mir getan hast?“

„Ich meinte es gut mit Dir und wollte nur Dein Glück.“

„Ja, das glaube ich wohl; aber Du irrst Dich in der Wahl Deiner Mittel. Lasse unsere Sachen paden! Ich will fort von hier, sobald wie möglich!“

„Sei nicht so erregt,“ suchte Nabella zu beschwichtigen. „Wer erfährt denn da, was sich in diesem kleinen Getirgenest abspielte? Auch Du wirst es rasch vergessen.“

„Niemals!“

„Ein schönes, reiches und vornehmes Mädchen sollte sich nicht in Leidenschaft für einen Landjunter verzehren.“

„Und Du, Mama? Hörte ich nicht eben Deine Geschichte, Deine Jugenderlebnisse? Dir aber blieb wenigstens die Erinnerung. Wenn ich zurückblicke, ist alles öde und leer. Wie fängst Du es nur an, noch weiterleben zu können?“

„Ich rächte mich,“ entgegnete Frau von Stauffenbach, „und riß der Albatros den Freudenbecher vom Munde.“

„Ohne ihn doch an die eigenen Lippen führen zu können. Gibt es kein anderes Mittel, den Schmerz zu betäuben?“

„Ja! Die Bewunderung der Welt; das Sichversetzen in einen Taumel des Triumphs und der befriedigten Eitelkeit, das Verwuschstein, beneidet zu werden. Mein Kind, eine einzige Saison in Paris, und Du siehst die ganze jeumesse dorée zu Deinen Füßen und ich liefe eine Verbindung, die Dich in die Reihen der vornehmen Damen stellt. Geegnet sei Dein Entschluß, diesen gespenstischen Räumen zu entfliehen, nun wird —“

„Bitte, lasse mich allein, Mama,“ unterbrach Renée, „ich bedarf der Einsamkeit, wenn ich mich beruhigen und sammeln soll.“

„Gestatte mir doch, zu bleiben.“

„Nein! Morgen sprechen wir weiter über diese Angelegenheit. Jetzt muß ich einen Weg suchen, der mich aus diesem Labyrinth hinausführt!“

„So geschehe Dein Wille.“ Nabella ging, kehrte aber leise wieder zurück und sah die ganze Nacht, von Angst und Sorge gequält, an der Tür ihrer Tochter. Sie hörte das Mädchen eine Zeitlang rastlos hin und hergehen und sich endlich auf das Lager werfen.

Schon dämmerte der Morgen, als Frau von Stauffenbach leise die Tür öffnete, in das Zimmer trat und sich hinter die herabwallenden Fensterbühnen setzte, um dem raschen Atemzug der schlafenden Tochter zu lauschen.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Fräulein d'Epinay erwachte.

„Schon so früh auf, ganz gegen Deine Gewohnheit, Mama?“ fragte sie.

„Der Kummer hielt mich wach. Auch Du konntest den Schlaf erst gegen Morgen finden und scheinst sehr abgesspannt zu sein, nach Deiner Blässe zu urteilen.“

„Nicht krank bin ich, nur erschöpft, wie jeder, der einen schweren Kampf bestand. Nun liegt der Weg, welchen ich einzuschlagen habe, offen vor mir,



Sieges-Trophäen in Berlin.

Im Berliner Zeughaus sind wieder eine Reihe eroberter Fahnen aufgestellt worden; es befinden sich darunter zwei besonders schöne Stücke, eine russische (links) und eine französische (rechts).

überhaupt im Irrtum, Frau Baronin. Egon hat den eisernen, durch nichts zu lenkenden Willen seines Großvaters geerbt. Wollte ich auch, so wäre es mir doch unmöglich, ihn zu beherrschen. Besäße ich aber, wie Sie annehmen, wirklich derartige Macht, so würde ich doch niemals Gebrauch davon machen. Freie Wahl ist jedes Menschen höchstes und hehrtes Recht. Daran soll niemand tasten. Meine arme Schwester wußte es nicht zu wahren; ihr Sohn, den sie mir sterbend anvertraute, ist stark genug, dieses erste aller Menschenrechte festzuhalten. Hätte er Fräulein d'Epinay erwählt, dann gäbe es wohl keine Gewalt, die seinen Entschluß, sie zu erringen, erschüttern könnte; aber Egons Liebe gehört einem anderen Mädchen, dessen bescheidene Anmut sich mit Renées blendender Schönheit nicht messen darf. Mag er als Mann Brust an Brust mit dem Schicksal kämpfen um sein Glück!“

Erregt ging Nabella aus dem Zimmer ins Freie und erschrak heftig, als sie ihre Tochter unter Fräulein von Gerreichs geöffnetem Fenster sitzen sah. Das Mädchen mußte jedes Wort vernommen haben. Sie war leichenblau, starrte die Mutter

und Du mußt mir schon erlauben, daß ich ihn gehe, wenn ich genesen soll."

"Was hast Du beschloffen?"

"Kaum dem Kindesalter entwachsen, hegte ich den unbezwinglichen Wunsch, mein Talent der Dessenlichkeit zu weihen. Damals jagtest Du "Nein!"

"Und das sage ich noch heute!" rief Frau von Stauffenbach heftig erschrocken.

"Gehördest Du nicht selbst viele Jahre der Bühne an?"

"Eben deshalb lernte ich erkennen, welche Enttäuschungen und Erniedrigungen man von dieser trügerischen Welt des Scheins und der jammervollsten Ernüchterung zu erwarten hat."

"Du feierst aber Triumphe."

"Die auch nicht immer für manche traurige Niederlage mich entschädigten und meist mit großen Opfern erkauft waren."

"Aber Du hast diese Triumphe doch gefeiert und würdest eine Berühmtheit."

"Nicht jede vermag den Beifall an ihre Leistungen zu fesseln."

"Die musikalischen Autoritäten, welche mich ausbildeten, nannten meine Stimme eine der schönsten und mein Talent ein seltenes."

"Wenn auch! Den Beruf einer Opernsängerin kannst und darfst Du nicht ergreifen. Denke doch an Frau von Dornals Testament."

"Diesem Testament verdanke ich die tiefste Demütigung, denn es veranlaßt Dich zu dem unseligen Schritt, den Du tatest. Ich will nie mehr daran erinnert werden! — Jetzt gilt es, ein ganz neues Leben zu beginnen, mit all meiner Kraft einem anderen Ziele als dem bisher verfolgten zuzustreben. — Egon muß von mir sprechen hören, muß zu mir aufblicken wie zu einem hellstrahlenden Stern, dessen Licht auch ihn blendet!"

"Schweige!" unterbrach Isabella mit einem Auswurf der Verzweiflung. "Heißt das neuen Zielen zustreben, wenn Dich Feis und bei allem nur der Gedanke an jenen Menschen leitet, in dessen Nähe uns ein unheilvolles Verhängnis bracht? — Vergiß ihn! Ich flehe Dich darum an, wie ich noch niemand auf der Welt ansehe!"

"Ihn vergessen? — Vergessen, daß er mich verschmähte? Könnte ich es doch! Noch ein halbes Jahr, und meine Studien sind vollendet. Lasse mich das tun, was ich beschloß! Heißt es doch: "Man bedarf eines großen Schmerzes, um eine große Künstlerin zu werden." Nun, die Vorbedingung meines Erfolges ist erfüllt!"

"Nein! Ich gebe das nicht zu! Niemals eringst Du meine Einwilligung!"

Kaum aber waren die Worte gesprochen, als Frau von Stauffenbach laut aufschrie. Renées Gestalt und Züge wurden plötzlich schlaff, sie wankte, wie von Schwindel ergriffen, und sank bestimmungslos nieder.

"Sie stirbt!" kreischte die Baronin den Personen entgegen, die auf ihr rasendes Klingeln herbeieilten.

Der Ohnmachtsanfall ging indes rasch vorüber. Als sich Fräulein d'Espinal erhobte, flüsterte ihr die Mutter zu: "Alles soll geschehen, wie Du es verlangst. Ich habe keinen anderen Willen mehr als den Deinen."

Mit dem Abendzuge verließen Isabella und Renée Schloß Stauffenbach.

Im Laufe derselben Woche noch übergab Fräulein von Gerreich das ihr vom Freiherrn Eberhard hinterlassene Vermögen dem Erbschaftsverwalter zur wenigstens teilweisen Regelung der finanziellen Schwierigkeiten.

"Nein, Tante, was Dir des Großvaters Wille bestimmte, das darfst Du nicht opfern!" rief Egon.

"Meinst Du denn, ich hätte dieses Vermächtnis überhaupt angenommen, wäre es nicht infolge einer Verabredung mit meinem väterlichen Freunde geschehen?" erwiderte Karmelitta. "Er sah das Uebel voraus, welches seines Sohnes Verschwendungssucht heraufbeschwören mußte, und

legte die große Summe in meine Hände, damit ich sie treu verwahre und verwalte bis zu dem Tage, wo Du ihrer dringend bedürfen würdest. Der verstorbene Majoratsherr Wolf nannte mich Erbschleiderin. Dieser Schimpf konnte mich nicht treffen und verletzen, denn ich war mir der reinsten und besten Absicht bewußt. Danke Deinem Großvater für diese Gabe, nicht mir. Möge aus Schutz und Trümmern dem Geschlecht derer von Stauffenbach eine neue, schöne Zukunft erblühen! Mir ist es, als breite der alte Freiherr segnend seine Hände über dieses Dach."

Nicht alle Verpflichtungen waren gedeckt und nicht alle Schwierigkeiten behoben; aber es ließen sich doch befriedigende Vereinbarungen treffen, und man durfte mit Recht auf ein neues Emporklühen der großen, ertragfähigen Besitzungen hoffen.

Egons rastloses Streben ging dahin, das alte Erbgut bald völlig zu entlasten.

Karmelitta, die auf kurze Zeit an das Krankenlager ihres Vaters eilte, widmete sich nach dem Tode des Grafen von Gerreich ganz dem Neffen.

Im Auslande machte bald eine junge Sängerin, Fräulein Renée Mauroner, die Tochter der berühmten Tragödin gleichen Namens, die gleichfalls wieder zur Bühne zurückgekehrt war, viel von sich reden; aber nur für kurze Zeit. Eines Tages traf sie auf der Bühne während der Vorstellung ein Herzschlag.

Die Trauerkunde verbreitete sich rasch und fand auch ihren Weg in die Oberförsterei, wo die Verlobung Gertruds mit Egon gefeiert wurde.

"Gönnt der Dahingegangenen den Frieden," sagte Karmelitta. "Es muß ein eigener Tod sein, der sie inmitten des höchsten Triumphes abrief. Gott segne die lange durch Pietrtracht getrennten, jetzt aber auf ewig vereinigten Angehörigen der beiden Familien Stauffenbach!"

"So sei es!" sagte der Oberförster, und Regina fügte hinzu:

"Noch gibt es viel gutzumachen und wieder in die rechten Bahnen zu lenken. Doch dem festen, ehrlichen Willen ist nichts unmöglich."

Die durch das Gezweig flimmernde Abendsonne überfärbte das Forsthaus mit ihren lichten Strahlen und ließ die Landschaft wie in Feuerergoldung erscheinen.

Die Volksernährung im Kriege.

Der bekannte Ernährungsphysiologe Geheimrat Professor Dr. Rubner erörtert in verschiedenen Aufsätzen (in der "Deutschen Medizinischen Wochenschrift", in der "Täglichen Rundschau" u. a.) die überaus wichtige Frage, ob wir im Inlande in diesen Kriegzeiten genug Lebensmittel für alle haben und neu erzeugen können. Prof. Rubner kommt dabei zu folgenden Schlüssen:

Er unterzieht unsere Nahrungsquellen, unseren Nahrungsbedarf und die Maßnahmen mit Bezug auf die Nahrungsmittelproduktion einer gründlichen, wissenschaftlich unantastbaren Untersuchung, deren Endergebnis die unbedingte Sicherheit unserer Ernährung feststellt, die aber auch bei der Besprechung der einzelnen Nahrungsquellen interessante Einzelheiten aufweist und noch interessantere Ratsschläge bringt.

Die Milch, sagt Professor Rubner, ist ein Produkt, das bis auf eine winzige Einfuhr im Inlande gewonnen wird. Ein Bestand von 11 Millionen Kühen liefert etwa 1150 Kubikzentimeter Milch pro Kopf und Tag, woraus unser Milch-, Butter- und Käsebedarf bestritten wird. Unser durchschnittlicher Milchkonsum ist 341 Gramm pro Kopf und Tag, der Verbrauch an Butter 18 Gramm, des Käses 7,8 Gramm. Wir haben also hier reichlichen Ueberfluß. Die Milch liefert mehr Eiweiß und Fett für die menschliche Ernährung als die gesamte Schlachtleichproduktion, daher ist die Erhaltung der Kühe und einer

guten Milchproduktion ein unbedingtes Gebot der Volksernährung.

An animalischen Nahrungsmitteln fehlt es uns auch nicht. Professor Rubner bringt Zahlen, die mehr als alle Worte sprechen. Der Deutsche ist der größte Fleischesser aller Kulturstaaten, er verzehrt pro Kopf und Jahr 52,3 Kilogramm, während der Engländer nur 47,6, der Franzose 33,6, der Belgier und Holländer 34,3, der Oesterreicher 29,0, der Russe 21,8 und gar der Italiener nur 10,4 Kilogramm Fleisch pro Kopf und Jahr verbrauchen. Und diesem großen Bedarf an Fleisch ist die Viehzucht in Deutschland bisher in der Tat gerecht geworden.

Professor Rubner geht dann über zur Produktion und dem Konium der Vegetabilien, der Kartoffeln, des Getreides, der Gemüse usw., und kommt zu dem Schluß, daß er mit absoluter Sicherheit sagen könne, daß Weizen und Roggen zusammengenommen unseren Bedarf für Brot- und Mehlbereitung vollkommen aus dem Inlande decken, ja, daß wir einen erheblichen Exportüberschuß besitzen.

An Gemüse und Obst besteht ein Mangel kaum; natürlich werden einige Früchte von der Bildfläche verschwinden, wie die Bananen, — kein Nachteil, da letztere im Verhältnis zu ihrem Nährwert viel zu teuer bezahlt worden sind. An italienischem und Tiroler Obst wird selbstverständlich kein Mangel sein, da die Verkehrswege offenstehen. Obst ist allerdings bei dem relativ hohen Preis, den es immer schon gehabt hat, mehr ein Genuß- und Erfrischungsmittel als eine nachhaltige Quelle von Nährstoffen für die Massenernährung.

Es gibt Millionen Menschen, sagt Professor Rubner, denen es nichts schaden, vielmehr nützen würde, wenn sie sich größerer Mäßigkeit im Fleischgenuß befleißigen wollten. Es wird bei uns viel zu viel Fleisch gegessen, besonders von unseren Kindern, für die der gesteigerte Fleischgenuß ein Verhängnis ist. Eine gehaltvolle Suppe und Mehlspeisen kennt man in vielen Familien überhaupt nicht mehr. Hier kann und muß Wandel geschaffen werden. Mehrmals in der Woche soll sowohl beim Frühstück als beim Abendessen das Fleisch wegfallen. Wenn das allgemein durchgeführt würde, so würde sich das — abgesehen von der gefunden Wirkung — sehr bald im Konium der Nation geltend machen, es würde den Wohlhabenden nicht schaden, den Armeren aber durch Preiswirkung nützen und die Möglichkeit der ausreichenden Viehhaltung erleichtern. Hier müssen uns die Frauen unterstützen.

Ähnlich sind die Reformvorschlüge in Beziehung auf den Brotkonsum. Bei einem großen Teil der Bevölkerung, besonders in den Städten, besteht die Ansicht, daß das Kleinbrot (Milchbrötchen, Schrippen, Knüppel) dem Brot in Laibform vorgezogen wird. Es gibt ungezählte Tausende, welche überhaupt Brot in keiner anderen Form als in der von einem Brötchen genießen. Das sind schlechte Gewohnheiten. Es ist auch für den Vermögenden genug, wenn er das Kleinbrot zu Kaffee oder Tee genießt; zu den Mahlzeiten aber sollte in der Familie in der Regel das Laibbrot wieder in seine Rechte eingesetzt werden, weil das zweckmäßig ist. Zu seiner Herstellung hat sich ein Weizen- und Roggengemisch recht gut geeignet. Wer aber dem reinen Roggenbrot den Vorzug gibt, wird damit noch lange nicht einen "plebejischen" Geschmack verraten.

Ebenso wird viel zu viel Geld für Butter und Butterfett ausgegeben, oft mehr als für Brot und Kartoffeln zusammengenommen. Diese Inanspruchnahme der Butter steigert die Anforderungen an die Milchproduktion enorm. Bei uns gilt das Genießen von einfachem Brot geradezu als ein Zeichen von Armut; auch als Unterlage für das fetteste Schweinefleisch, für Schinken, Fettkäse — immer muß das Butterbrot bereit sein. Professor Rubner erklärt diese generelle und ausnahmslose Forderung des Brotes für einen öffentlichen Uebelstand, weil sie zusammen mit dem

starken Zuckerverbrauch und dem Alkoholgenuss die Kost so einseitig macht, daß eben kein anderer Ausweg bleibt, als der vermehrte Fleischgenuss. Wenn jeder Mensch in Deutschland täglich nur ein Gramm weniger Butter aufs Brot freisetzt, so macht das im Jahr einen Minderverbrauch von 25 000 Tonnen Butter. Zur Butterbereitung benutzt man rund das 30fache des Buttergewichts an Milch, also 750 000 Tonnen Milch, und da eine Kuh im Durchschnitt 2500 Liter Milch im Jahr liefert, also 2,5 Tonnen, so beschäftigen wir für diese an sich so gering aussehende Veranschlagung von einem Gramm Butter pro Tag 300 000 Kühe während eines Jahres.

Das ist vielleicht das klarste Beispiel, das uns die gewaltigen Wirkungen von kleinen Veränderungen in Volksgewohnheiten zeigt. Recht überraschend ist bei uns auch der Butter- und Fettverbrauch zu Saucen, die oft nichts weiter als Gemische von Mehl und Fett sind, wie überhaupt kaum ein Nährstoff so verschwendet wird wie das Fett, das an sich ein sehr hochwertiges Nahrungsmittel ist. Mit dem Kanalwasser fließen, wie Professor Rubner einmal für Berlin hat bestimmen lassen, pro Kopf und Tag 20 Gramm Fett weg, wovon der größte Teil aus Küchenpflanzölen herrührt, ein Nährverlust für uns und ein Verlust für die Technik, da man dieses Fett nicht wieder gewinnen kann.

Kriegs-Allerlei

„Fräulein, wenn wir wiederkommen, heiraten wir!“ Dieses Versprechen gab ein Landsturmann auf dem Bahnhof in Gamenz (Schlesien) einer Pflgerin, die dort Liebesgaben an einen durchziehenden Landsturm-Transport verpackte. „Na, wollen mal sehen, ob Sie Wort halten,“ gab die Pflgerin lächelnd zur Antwort. Große Augen machte der brave Landsturmann, als ihm kurze Zeit darauf die Pflgerin der Verlobungstation zuführte. „Das war ja die Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen!“ Die Prinzessin widmet sich im einfachen Gewande ohne jedes Abzeichen der Kriegs-Liebesarbeit. Sein Wort kann ja nun der brave Landsturmann nicht wahr machen; denn die Frau Prinzessin kann er nicht heiraten, aber einen guten Blick hat er doch gehabt, als er seine Augen auf die anmutige Pflgerin warf, die ihm darüber nicht böse war. Hoffentlich führt ihn ein günstiges Geschick nach Beendigung des Feldzugs wieder gesund in die Heimat zurück; es dürfte

ihm bei seinem Scharfsicht dann nicht fehlen, das Glück zu finden, das er sich wünscht — seine Prinzessin fürs Leben.

Joffre und French, die beiden Ungertrennlichen. Ein holländischer Wispöhl hat an den Oberbefehlshabern des englisch-französischen Heeres, French und Joffre, eine merkwürdige Eigenschaft entdeckt, die freilich nicht den Personen, sondern nur den Namen anhaftet: spaltet man diese nämlich in zwei Teile und hebt sie falsch zusammen, so erziehen sie doch wieder, wie der Böhnig aus der Asche, in ihrer ursprünglichen und richtigen Underfertheit — so zäh sind sie. — Typographisch ist das folgenbermaßen gebacht;

JOFFRE
FRENCH

Ein interessanter Ueberläufer. Ein Hamburger, der als Leutnant im Felde steht, schreibt seiner Mutter: „Im Schützengraben gewacht, wurde mir von einer Patrouille ein Gelangener eingebracht. Mächtig hob sich auch eine kleine Gestalt von Nachthimmel ab. Nun, und...“ „Ich bin von den Franzosen rüber komme, Herr Leutnant!“ spricht mich der Kerl an. Ich bent, mich rührt der Schlag! „Kommen Sie doch mal rein!“ und schon lag er neben mir in meinem Unterstand, den ich anhängen ließ. Hat Frau und Kind, meine Taschenlampe ein schwarzäugiges Französisch. „Spion??“ „Ja nun sagen Sie mal, sprechen Sie Deutsch oder parlez-vous francais?“ Und nun kommt heraus: Heißt B., aus Saargemünd. Wurde zehn Monate lang als deutscher Sanitätsoldat ausgebildet, erhält Erlaubnis, für zwei Jahre nach Frankreich zu gehen, hat Frau und Kind, wird Franzose. Zwei Monate nach der Mobilmachung wird er plötzlich eingezogen, erhält einen der berühmten Rode und ein Gewehr und sieht sich vierzehn Tage später im Schützengraben. Nie früher ein Gewehr in der Hand, und unausgebildet im Schützengraben — na mich geht's nichts an! „Ich hab' aber keinen Schuh abgeben, Herr Leutnant. Na, wenn man sich nicht vorsieht, kann so ein Ding doch mal losgeh'n!“ Schließlich haben sie ihn vorhin ausgeschickt, ein Dragjeitell vor den Graben zu stellen. „Da hab' ich das Ding ins H.L. „gepoft“, das tut da keinem Deutschen nix, mein Gewehr fortgeworfen und weggelaufen von de si... Franzosen; ich schieh doch auf meine Brüder nicht!“ — sagt der Gluck-Lotbringer.

Heiteres

Die Nächsteitelligen. „Der verschultere Graf ist ja von Kläubern gefangen genommen worden?“ — „Ja, aber seine Kläubiger haben ihn bereits wieder ausgelöst.“ Enttäuschung. Colette Schöne: „Ach, ich wollte, ich wäre bloß halb so schön wie Fräulein Matilde!“ — Verzerrter: „Aber das sind Sie, Fräulein Anna, das sind Sie.“ — „Grober Menich, Sie!“ Perfid. „So, der Dichtersting wurde doppelt bestraft?“ — „Ja, er ist im Gelängnis mit Papierförbesledien beschäftigt worden!“

Druckfehler. Herrn Meier hochte das Herz, als der Gerichtsdiener seinen Namen aufrief; sollte doch jetzt sein Heil verhandelt werden.

Das wäre nicht gut. Herr (im Kunsthofen, nach langem Zögern): „Die Uhr und die Doie werde ich nehmen, den Spiegel und die Wase lasse ich fallen.“

Gutes Renomme. „Der Graf ist mir eine Erklärung schuldig.“ — „Wem sonst nichts, dann können Sie beruhigt ein.“ (Aus „Wegend. Bl.“)

Rätsel-Ecke

Rätsel.

Wie heißt die Amazone, die Braut, Mit einem kräftigen Krieger getraut, Sonst halte zur Braut sie die eigene Kapelle, Wie Königinnen, mit Wachen zur Stelle; In schwarzes Kleid ist sie eingepackt, Doch geht sie mit Kampf noch lieber nackt; Blutdürstig und allem, was lebet, feind, So stärker, je mehr sie geschmeigelt erseint, Nicht sie den Sterblichen zu schon lange, Daß ihnen an Tadel das Leben hange. S. G. M.

II.

Ein Bruder ist's von vielen Brüdern, In allem ihnen völlig gleich, Ein nötig Glied von vielen Gliedern In eines großen Vaters Reich; Jeboch erblickt man ihn nur selten, Fast wie ein eingeschobnen Kind; Die andern lassen ihn nur gelten Da, wo sie unermügend sind. G. Scherer.

Auflösung folgt in nächster Nummer. Auflösung des Rätsels in voriger Nummer: Augentrost.

Geschäftliches.

Ohne Zahlung bis zum Frieden und auch dann noch gegen bequeme Monatsraten können Sie ohne irgend eine Anzahlung und 5 Tage auf Probe, also ohne jedes Risiko, Ihre Weihnachtseinkäufe besorgen. Sien es Uhren, Goldwaren, Sprechapparate, Musikinstrumente, Klaviere, Cameras, Ferngläser, Spielwaren, Schreib- und Nähmaschinen oder Jagds- bzw. Luftwaffen, — bei allen Artikeln wird jedem vertrauenswürdigsten Interessenten diese einzigartige Bezahlungs-erleichterung zu teil. Verlangen Sie noch heute den reichhaltigsten Kriegs- und Weihnachtscatalog der Firma Bial & Freund, Postfach 520 S, Breslau 2.

Gegen monatliche Teilzahlung
ohne Anzahlung 5 Tage zur Probe
zahlung mit bedingungslosem Rücksendungsrecht bei Nichtgefallen liefern wir Uhren, Goldwaren, Sprechapparate, Ferngläser, Klaviere, rats, Musikinstrumente, Phot. Apparate, Spielwaren, Schreib- u. Nähmaschinen, Jagdwaffen usw. Kataloge gratis und frei. Postkarte genügt.
Bial & Freund Postf. 520/377 Breslau 2

Geld gibt ohne Duran, schnell, reell, tutante Rentenrückzahlungen, seit 1891 bestehende
Firma **Schulz & Co.**, Berlin 110, Kreuzbergstraße 21. Käufporto.
Echten extrastarken **Karmelitergeist** Walthorius (vordiglich wirkendes Massagemittel) Ditz. Ak. 250 bei 30 Fl. Ak. 6, — franko.
Karmelitergeist-Fabrik E. Walthor, Halle a. S., Mühlweg 30.

Anzeigen
haben in diesem Blatte eine weite Verbreitung.

Neue Gänsefedern.
wie sie von der Gans gerast werden, mit allen Daunen & Fed. 1,80 Mk. Dieselben Federn, mit allen Daunen, grov gerissen, & Fed. 2,35 Mk. aut gerissen, mit allen Daunen & Fed. 3,35 Mk. besteckende gegen Saugen, nehme, was nicht gerast, zurück.
August Schuch, Gänsemaastastalt, Neu-Zredlin 9 (Obereruch).

Kaufe mein Bett.
Sohlen rot, dicht Daunentüber, große 11/2schlit, Ober- u. Unterbetten u. 2 Pillen mit 20 Pfund neuen Halbdaunen, das Gebett 30. —, dasfelbe weit mit Daunenhede 30. 85. —, seitliches beschichtet Daunentbett 30. 40. —, zweifachslüg seitliches Bett 30. 5. — mehr. Nichtgel. Geld aurück. Bettfedern billig. Sat. frei. 30.000 Stunden. 1050 Daunfarrsch. **Bottonfabrik Th. Kranefuss, Kassel 44.**
Die altbewährte, preisgekrönte, weltbekannte nicht einlauende **Blitz-Strick-Wolle**
Deckenwolle, Strumpfwolle plat. Pfund schon sehr billig
lieferst auch an Private (Muster franko) die **Erfurter Garnfabrik**
Hoflieferant in Erfurt W. 247.

Karte von Frankreich
Maßstab 1:1 000 000
Bearbeitet von Onésime Reclus

Das Bildformat dieser in 4 Farben gedruckten Karte beträgt 100/103 cm. Die Karte ist auf den gegenwärtigen Stand bearbeitet und zeigt in einer besonderen Farbe sämtliche Feitungen nebst Sperrforts. Die Karte enthält ferner 4 Spezialkarten: Die Umgebung von Paris, Lille, Marseille und die Insel Korlika, sämtliche, auch die kleinsten Ortstafeln und ermöglicht eine schnelle Orientierung der Kämpfe auf dem weitläufigen Kriegsschauplatz

Preis M. 3.— für 1 Exemplar
Zufendung erfolgt gegen Voreinendung d. Betrages portofrei

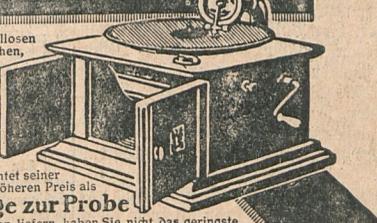
Geographisches Institut Wilhelm Greve
Königl. Hof-Lithographie, Hof-Buch- und -Steindruckerei
Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Klischees in Autotypie und Strichätzung
Wilhelm Greve,
Graphische Kunstankalt,
Berlin SW, Ritterstr. 50.

Zur Anfertigung von
Druckarbeiten
 empfiehlt sich die
 Hof-Buch- und Steindruckerei
 von
Wilhelm Greve
 Berlin SW. Ritterstr. 50

Anzeigen
 haben in diesem
 Blatt weiteste
 Verbreitung.

Ohne Zahlung bis zum Frieden



Um die Anschaffung un-erer berühmten trichter- und nadellosen Sprechapparate auch in Kriegszeitern jedermann zu ermöglichen, haben wir uns entschlossen, unseren üblichen Bedingungen der Lieferung zur Probe und gegen kleine Monatsraten an ernsthafte und solvente Reflektanten noch eine außerordentlich günstige Erleichterung hinzuzufügen, nämlich daß die

1. Rate einen Monat nach Beendigung des Krieges

fällig sein soll. Sie haben also während des Krieges, ungeachtet seiner Dauer, nichts zu zahlen, ohne daß wir Zinsen oder einen höheren Preis als den bisherigen berechnen. — Lassen Sie sich also unseren Apparat vor Ort kommen! — Da wir mit bedingungslos m Rückendeckung bei Nichtgefallen liefern, haben Sie nicht das geringste Risiko. Zugleich mit dem Apparat erhalten Sie 20 ausgewählte Stücke auf 10 doppelseitigen 29 cm großen Safr-Platt'n. Safr-Platten sind konkurrenzlos und der Gipfel der Vollkommenheit, da sie im Gegensatz zu den üblichen Platten ohne Nadelwechsel spielen, nahezu unabnutzbar sind und infolgedessen noch nach Jahren ebenso schön und rein erklingen wie beim ersten Spiel.

Die Lieferung erfolgt sofort!

Unser herrlicher Apparat in echt Eiche kostet nur 60 Mark, jede Safr-Doppelplatte, wie von der Fabrik vorgeschrieben, 3.30 Mark. Behalten Sie unsere Sendung, so zahlen Sie während des Krieges überhaupt nichts, vier Wochen nachher anfangend, monatlich nur 4 Mark, bis Apparat und Platten beglichen sind. Bei Nichtgefallen haben Sie lediglich die unbedeutenden Transportspesen zu tragen.

Verlangen Sie sofort unsere Probe-Sendung mit eingedrucktem Schein

BESTELLSCHEIN an

Bial & Freund, Postf. 520,390 Breslau 2

Senden Sie mir Ihren reich er- und nadellosen Sprechapparat mit 20 ausgewählten Stücken auf 10 doppelseitigen Safr-Platten, 2 cm großen Safr-Platten 5 Tage zur Probe. Wenn ich die Sendung nicht innerhalb 5 Tagen nach Empfang an Ihre Firma in Breslau franko zurückschicke, behalte ich sie und zahle unter Anerkennung Ihres Eigentumsrechtes bis zum Ausg-eich für den Apparat 60 Mark und für jede Safr-Doppelplatte 3.30 Mark in Monatsraten von 4 Mark, vier Wochen nach Beendigung des Krieges beginnend. Erfüllungsort ist Breslau.

Vor- u. Zuname _____
 Beruf _____ Ort u. Lat. u. m _____
 Straße _____ Nr. _____
 Platz _____

Ausschneiden und ausgefüllt einsenden!

Soeben erschienen!

Wilhelm Greve's Karte

vom

Europäischen Kriegsschauplatz

Maßstab 1 : 5 000 000 ♦ In 18 Farbentönen ♦ Bildgröße 72 × 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mitteländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier, im Osten Odessa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Volksausgabe A ♦ **Preis 75 Pfennig**

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto oder gegen Nachnahme von

Wilhelm Greve, Königl. Hof-Lithographie,
 Hof-Buch- u. -Steindruckerei

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 1671, 9862, 11084 **Berlin SW 68, Ritterstraße 50** Fernsprecher: Amt Moritzplatz 1671, 9862, 11084

Verantwortlich für Schriftleitung, Gedruckt und Anzeigen: Frau Eisele, Neuröhm. — Verlag: Preussische Verlagsanstalt G.m.b.H., Berlin SW 68. — Notationsdruck: Wilhelm Greve, Berlin SW.

